

Gedenken ist nichts für Olympioniken

Erinnerungskultur Ulrike Jureit und Christian Schneider kritisieren „Gefühlte Opfer“. Von Fokke Joel

„Erlösung durch Erinnerung“ hieß das Versprechen, das Richard von Weizsäcker den Deutschen in seiner berühmten Rede von 1985 gab. Es war die Zeit der vergangenheitspolitischen Wende, weg vom Verdrängen und Verleugnen, hin zur Erinnerung. Heute macht dieses Programm die Deutschen, wie Ulrike Jureit und Christian Schneider in ihrem Buch „Gefühlte Opfer“ schreiben, zu „Olympioniken der Betroffenheit“.

So positiv diese Entwicklung einerseits war, so problematisch scheinen den Autoren die Konsequenzen aus der unkritischen Identifizierung mit den NS-Opfern. Sie habe zu einer fragwürdigen moralischen Rigorosität, zur Verküschung des Holocaust und unangemessenen Gedenkveranstaltungen geführt.

Auf nationale Identität ist kein Verlass

Als theoretischen Ausdruck dieser Erinnerungskultur kritisiert Ulrike Jureit das Erinnerungskonzept von Jan und Aleida Assmann. Dabei stellt sie Assmanns Begriff der kollektiven Erinnerung in Frage und meint, dass die beiden Erinnerungsforscher zu sehr von einer national geprägten Identität ausgehen und zu wenig den nach der Wende einsetzenden Verfall dieser Identität berücksichtigen. Eine Kritik, die Christian Schneider im zweiten Teil des Buches um eine kritische Betrachtung der zentralen Bücher der bundesdeutschen Erinnerungskultur aus den sechziger Jahren erweitert: Margarete und Alexander Mitscherlichs „Unfähigkeit zu Trauern“, Adornos „Negative Dialektik“ und Habermas' „Erkenntnis und Interesse“.

Mitscherlichs Buch, so Schneider, sei deshalb zum zentralen erinnerungspolitischen Text der Bundesrepublik geworden, weil es die klare Einteilung erlaube: in die Erinnerungswilligen und die „Ewiggestrigen“. Adorno hingegen war als „Entronener“ nicht nur eine wichtige Identifizierungsfigur, sondern auch einer der Ersten, der Philosophie mit persönlichen Erfahrungen verband. „Erkenntnis und Interesse“ von Habermas schien den damaligen Lesern mit den Theorien von Marx und Freud alle erinnerungspolitischen Probleme restlos erklärbar zu machen.

Nach vorn schauen, ohne zu vergessen

Im Schlusskapitel versucht Christian Schneider mit einer Kritik des Freud'schen Trauerbegriffes eine alternative Erinnerungskultur zu skizzieren. Er bezieht sich dabei auf Norbert Elias, der, so Schneider, zwischen Erinnerung und Trauer unterscheidet. Wirklich trauern könne man zunächst nur über einen individuellen Verlust. Das sei keine Absage an die Aufarbeitung einer kollektiven Vergangenheit: „Man braucht die Vergangenheit nicht zu vergessen“, schreibt Elias, „und auch die Aufgaben ihrer Bewältigung nicht, wenn man die Augen mit aller Entschiedenheit auf die Zukunft richtet“. Schneider entwickelt dies weiter zum Begriff der Trauer als „Selbstreflexion im verlorenen Anderen“.

„Gefühlte Opfer“ von Jureit und Schneider ist ein Buch, das überfällig war, auch wenn manches bereits an anderer Stelle steht. Es tritt für eine reflektierte Erinnerungskultur ein, wendet sich gegen eine Banalisierung des Holocaust und gegen eine fahrlässige Verwendung von Auschwitz als Legitimation für alles und nichts. Ein wichtiges Buch, ein lesenswertes Buch.

Ulrike Jureit, Christian Schneider: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart. 253 Seiten, 21,95 Euro.

Meine Buchtipps

Bernd Muckenfuß

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Bernd Muckenfuß von Stegmaier – Buchhandlung am Stadtplatz in Wernau.

Erfolgstitel der Woche

Susanne Falk: Das Wunder von Treviso
Martin Walser: Muttersohn

Neuerscheinung der Saison

Maja Haderlap: Engel des Vergessens

Mein Lieblingsbuch

C. Radford: Das Leben ist kein Gurkensandwich

Heiterer, witziger Sommerroman mit Tiefgang! Die Heldin nimmt das Leben anderer in die Hand und verändert dadurch auch ihr eigenes.

Kraft und Würze und Inbrunst

Amerika John Cheevers jetzt neu ins Deutsche übersetzter Roman „Die Lichte von Bullet Park“ lohnt die Wiederentdeckung. Er bietet sowohl Witz wie Spannung. Von Rainer Moritz

Wer unter den Hervorbringungen der Gegenwart leidet, darf sich damit trösten, dass der Fundus der Weltliteratur immens ist und sich die Verlage zum Glück gelegentlich dazu aufrufen, dessen in Vergessenheit geratene Schätze zu heben. Der Amerikaner John Cheever (1912–1982) zählt zu diesen – von vielen Kollegen bewunderten – Granden der Vergangenheit, und es ist hocherfreulich, dass der DuMont Verlag nach den beiden „Wapshot“-Romanen und dem Erzählungsband „Der Schwimmer“ nun auch eine Neuübersetzung des im Original 1969 erschienenen Romans „Die Lichte von Bullet Park“ herausbringt.

Der fiktive, vor den Toren New Yorks liegende Ort „Bullet Park“ strahlt mit seiner forcierten Anständigkeit jenen unter-schwellig Schrecken aus, der einem beispielsweise aus Richard Yates' Roman „Zeiten des Aufbruchs“ vertraut ist. Die weißen Häuschen im Kolonialstil sind fein herausgeputzt, und hinter deren Fassaden tut man – trotz der spürbaren Auswirkungen der sexuellen Revolution – so, als sei das Familienfundament der amerikanischen Gesellschaft unangetastet.

Die Familien Nailles und Hammer stehen im Mittelpunkt des Geschehens, und ihre sprechenden Namen deuten darauf hin, dass es zwischen ihnen zu heftigen Auseinandersetzungen kommen könnte. Während Eliot Nailles, der gern Chemiker geworden wäre und nun darunter leidet, für die

Diese Leute ersticken an ihren Hypotheken.

Eine Abendeinladung in ihren vier Wänden endet vorzeitig, nachdem die trinkfreudige Hausfrau hemmungslos gegen ihren Mann und das öde Bullet Park zu zetern beginnt.

John Cheever ist ein Meister darin, zwischenmenschliches Chaos auszuleuchten, und er neigt nicht dazu, seine meist hilflosen Figuren weichzuzeichnen. Die Angst, in einen Abgrund zu fallen, bestimmt unter-schwellig ihren Alltag, und nur mühsam gelingt es den meisten, sich nicht der Schwermut und dem Alkohol hinzugeben. Als es zwischen Eliot Nailles und seinem halbwüchsigen Sohn Tony zu einem gewalttätigen Disput kommt, erkrankt dieser auf unerklärliche Weise und bedarf der Hilfe eines Wunderheilers, um sich wieder in das bürgerliche Leben einzuklinken.

„Die Lichte von Bullet Park“ zerfällt in zwei bewusst schroff voneinander abgesetzte Teile. Während zu Anfang das Innenleben der Kleinfamilie Nailles dominiert, breitet Cheever danach die Biografie Paul Hammers aus und macht deutlich, wie des-



John Cheever lässt zwei Familien aufeinander prallen, mit fatalem Ende. Foto: Nancy Crampton

sen Psyche nach und nach zu einem Pulverfass wurde. Ohne konkreten Anlass beschließt Hammer, eine Lunte in die gepflegten Vorgärten von Bullet Park zu werfen und den Sohn der Nailles umzubringen.

Streiten lässt sich darüber, ob Cheever diese Konstruktion restlos glückt ist; unstrittig hingegen ist, dass er in diesem komisch bösen Roman seine erzählerischen Qualitäten trefflichst bündelt. Als „verzauberter Realist“ (so Philip Roth) vermischt er präzise Alltagsbeobachtungen mit skurilen Einfällen. Thomas Gunkel hat die funkelnde Sprache Cheevers glänzend ins Deutsche überführt, und so lesen wir mit Vergnügen von Menschen, die das „Unkraut im Gras mit derselben Glut“ mögen,

„mit der man die Brüste einer Frau oder das von ihr in einem Aschenbecher zurückgelassene Apfelgehäuse lieben kann“.

Was John Cheevers sinnlich funkelnden Stil ausmacht, fehlt den scheinheiligen, auf äußeren Schein bedachten Bürgern von Bullet Park. Ihnen mangelt es, wie es in einem flammenden Erzählerkommentar am Anfang heißt, vor allem an jener „Kraft und Würze, jener Farbe und Inbrunst“, die das Leben ausmachen. In ihren mit Hypotheken „bis zur Dachrinne“ belasteten Häusern ist davon nichts zu spüren.

John Cheever: Die Lichte von Bullet Park. Aus dem Amerikanischen von Thomas Gunkel. Roman. DuMont Verlag, Köln. 255 S., 19,95 Euro.

Der aktuelle Krimi

Kriegsgewinnler, Okkultisten und Lügenväter

Randfiguren Krimi darf beides zeigen: reale soziale Missstände und erfundene Schreckgestalten.

Von Thomas Klingensmaier

Dass nach dem Ersten Weltkrieg ein paar Versehrte durchs Zivilleben humpeln müssen, das hat jeder Autor historischer Kriminalromane auf dem Pflichtenzettel. Der Franzose Didier Daeninckx aber geht in seinem im Original 1984 erschienenen „Tod auf Bewährung“ weit über pflichtschuldiges Zeitkolorit hinaus. Er lässt seine Privatdetektivgeschichte direkt aus dem Weltkrieg herauswachsen. Er schildert mit frischer Wut und Bissigkeit, wie eine Ungeheuerlichkeit der anderen folgt, die Ankerbelug des Profitbetriebs der Blutmühle. Überall ist der Krieg präsent. Der eitle Offizier, der einen Schnüffler heuert, definiert sich durch angebliche Heldentaten. Sein Eheweib vernascht abgemusterte Jagdflieger, um dem Killerkitzel nahe zu sein. Und Gigolos verkleiden sich als Ex-Flieger, um auch was vom Rummel zu haben. Mit seiner Rotzigkeit und seinem Blick für skrupellose Geschäftemacherei lässt Daeninckx die biedere Kulissenschieberei des Historienkrimis weit hinter sich.

Didier Daeninckx: Tod auf Bewährung. Liebeskind, München. 271 Seiten, 18,90 Euro.

Nach dem Amoklauf in Norwegen attestieren einige Kritiker dem skandinavischen Krimi wieder mal besondere prognostische Fähigkeiten. Dass der Hinweis auf latente Gewalt überall auf der Welt Ge-

schäftsgrundlage des Krimis ist, entgeht ihnen dabei. „Wer ohne Sünde ist“ des Isländers Aevor Örn Jóseppsson kann man als beliebiges Beispiel für die Malaise des skandinavischen Krimis herausgreifen. Jóseppsson erzählt von einem saufenden Rentner, den keiner vermisst, bis die Polizei die Reste seiner Leiche aus dem Wohnzimmerstuhl kratzt, von einem Erweckungsprediger mit fiesem Geschäftsverbindungen und den Wundstellen scheinbar normaler Leben. Aber er tut das mit einer Behäbigkeit, die er für Sorgsamkeit hält, mit einem Interesse an Banalitäten, die er mit Sinn für Atmosphäre wechselt, und mit einem wiederholungsreichen Beschreibungswillen der Befindlichkeit, die Menschenkenntnis nachahmt. Das ist brav, korrekt, problembewusst – und sehr einschläfernd.

Aevor Örn Jóseppsson: Wer ohne Sünde ist. Btb 74173. 447 Seiten, 9,99 Euro.

Tauchgänge in lange schon gefluteten Bergwerkstollen, geheimnisvolle Artefakte aus Urzeiten, sinistre Geheimorganisationen, Kontakte in jenseitige Sphären, die okkulten Umtriebe der Ahnenerforscher aus Himmlers SS-Bagage: Jan Wallentin weiß, was in einen Abenteuerreifer gehört, der Leser von Dan Brown und Fans von „Indiana Jones“ verzaubern soll. Aber im Gegensatz zu vielen anderen Spekulantinnen an der Thrillerbörse hat dieser schwedische Journalist Gespür für Ökonomie, ein Händchen fürs Vermengen von Fakten und Fiktionen und Sinn für Charaktere. Sein Ermittler in „Strindbergs Stern“, wenn man ihn denn so nennen mag, ist ein vielfach traumatisierter und frustrierter Historiker, Sohn einer Holocaust-Überleben-

DIE KRIMI-BESTENLISTE

Die Krimi-Bestenliste wird jeden Monat aus den Voten von siebzehn Kritikern ermittelt.

1. **M. Borrmann:** Wer das Schweigen bricht
2. **J.C. Wagner:** Licht in einem dunklen Haus
3. **Didier Daeninckx:** Tod auf Bewährung
4. **Giancarlo De Cataldo:** Schmutzige Hände
5. **Roger Smith:** Staubige Höhle
6. **Olen Steinhilber:** Last Exit
7. **Reginald Hill:** Der Tod und der Dicke
8. **James Sallis:** Der Killer stirbt
9. **Walter Mosley:** Manhattan Karma
10. **Dominique Manotti:** Roter Glamour

den, der beständig alle Arten Psychopharmaka wegknabbert, um halb im Rausch mizuerleben, wie ihn die Polizei wegen Mordes sucht und ihn eine Geheimgesellschaft jagt, weil sie bei ihm den Schlüssel zur Unterwelt vermutet. Mal wieder ein Beweis, dass auch Skandinavier vergnügliche Schmöcker ohne jeden verbissenen Seriositätsanspruch liefern können.

Jan Wallentin: Strindbergs Stern. S. Fischer, Frankfurt a. M. 509 Seiten, 19,95 Euro.

Der Pulp-Autor Jim Thompson (1906–1977) genoss zu Lebzeiten wenig Anerkennung. Auch den Amerikanern galt das, was er schrieb, als derbe Fast-Food-Literatur. Thompson hat diese Missachtung kreativ befreit. Er hat sich an keine Regeln mehr gehalten, auch nicht an die der Groschenliteratur, und er hat keine Gefangenen gemacht. Bei ihm mussten Leser mit allem rechnen, auch damit, ganze Romane lang keinen einzigen Typen zu treffen, den man für sympathisch, ja, auch nur

Zwei gehören zusammen

Liebe Natasa Dragnics Helden fehlen einander „Jeden Tag, jede Stunde“. Von Cornelia Staudacher

Luka und Dora wachsen in den siebziger Jahren im kroatischen Küstenstädtchen Makarska auf und sind als Kinder unzertrennlich. Als Doras Eltern mit ihr nach Frankreich ziehen, bricht für beide eine Welt zusammen. Als sie sich in den achtziger Jahren in Paris wieder begegnen, beginnt eine Liebesgeschichte mit allen Ingredienzien, deren es bedarf, um die Lesererwartungen zu erfüllen.

Natürlich bleibt Luka länger in Paris als vorgesehen, kann sich aber nicht entschließen, ganz im Westen zu bleiben. Bei seiner Rückkehr erfährt er, dass er Vater wird, heiratet Klara und bricht den Kontakt zu Dora ab. Was folgt, sind unbeantwortete Briefe und leer laufende Telefonanrufe, überraschende Besuche und heimliche Treffen am Meer mit den verzweifelten und immer leidenschaftlicheren Beteuerungen, ohne den anderen nicht leben zu können, keinen Tag, keine Stunde. Eine Lösung ist nicht in Sicht.

Natasa Dragnic ist 1965 in Split geboren, studierte Germanistik und Romanistik in Zagreb und schloss eine Diplomatenausbildung an. Seit 1994 lebt sie in Erlangen und ist als freiberufliche Fremdsprachen- und Literaturdozentin tätig. Der Roman ist ihr schriftstellerisches Debüt. Dragnic schreibt in einer knappen, sachlich gehaltenen, fast protokollarischen Sprache, die in einem eigenwilligen Kontrast steht zu dem romantischen Liebesbegriff, der hier vertreten wird. Abrupte, an die Schnitttechnik des modernen Films erinnernde Cuts geben das Erzähltempo vor.

Trotz der Versachlichung des gefühlsträchtigen Stoffs schrammt sie gelegentlich haarscharf am Kitsch vorbei. Ihr Stil hat etwas Betuliches („Dora strahlt wie ein Weihnachtsbaum am Heiligabend“), manchmal Unbeholfenes („Dora erkennt ihn an der Dringlichkeit des Klingeltons“). Zuweilen gibt sie sich betont rätselhaft: „Es ist etwas da, was nicht da sein sollte, auch wenn es zweifellos dahin gehört.“

Obwohl der Roman einen Zeitraum von fünfzig Jahren überspannt, der zudem historische Umbrüche bereithält, verzichtet er auf gesellschaftliche Bezüge. Sogar Lukas Teilnahme am Bürgerkrieg scheint eher persönlich als politisch motiviert zu sein. Natasa Dragnic konzentriert sich auf das Seelenleben der Akteure. Wer solche Einschränkungen in Kauf nimmt, findet in dem Roman eine leichte, gefühlige Ferienlektüre von durchaus suggestiver Kraft, am besten zu lesen am Felsenstrand des Adriatischen Meeres.

Natasa Dragnic: Jeden Tag, jede Stunde. Roman. DVA, München. 278 Seiten, 19,99 Euro.

für geistig halbwegs auf der Höhe halten konnte. „Jetzt und auf Erden“, Thomasons Porträt eines jungen Autors aus ärmsten Verhältnissen, dessen Ausbruchversuch in die Sackgasse führt, erklärt ein wenig, warum Thompson so schrieb, als wolle er dem Mittelstandamerika den Magen umdrehen. Der Text hat starke autobiografische Züge, Thompson hat lernen müssen, wie verlogen die Versprechen von unbewendbaren Aufstieg der Tüchtigen sind, und er hat sich wohl vorgenommen, Amerika beständig an die Lüge zu erinnern.

Jim Thompson: Jetzt und auf Erden. Heyne TB. 334 Seiten, 9,99 Euro.

Ein Mann ordnet den Nachlass seines Vaters, einer erdrückend erfolgreichen Gründerzeitfigur der Bundesrepublik. Beim Aufräumen des Schreibtisches findet er ein paar seltsame Erinnerungsstücke, das Foto einer dem Sohn ganz unbekannt Frau und den SS-Ausweis eines Fremden. Diese zunächst nicht erklärbaren Krümel eines Lebens gewinnen große Bedeutung, der Sohn rollt die Familiengeschichte neu auf. Das ist zunächst kein originelles Konzept, denn die Neubewertung der (Nazi-)Vergangenheit eines Vaters ist längst deutscher Literaturstandard. Mechthild Borrmanns „Wer das Schweigen bricht“ aber ist ein hervorragender Kriminalroman, weil er Figuren und Konflikte mit großer Behutsamkeit zeichnet und weil er die kleinen Feinbeobachtungen den großen Gesten vorzieht. Hier agieren Menschen, keine Plotnotwendigkeiten.

Mechthild Borrmann: Wer das Schweigen bricht. Pendragon TB. 224 Seiten, 9,95 Euro.